

# Buchbesprechungen

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Kudlien, F. / Koelbing, Huldrych M.**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **32 (1975)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen

1. ERNA LESKY (Hrsg.), *Wien und die Weltmedizin*. 4. Symposium der Internationalen Akademie für Geschichte der Medizin. Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Wien/Köln/Graz 1974. 242 S., Abb. DM 68.–.

Vom 17. bis 19. September 1973 berichteten zwanzig Mitglieder der internationalen Akademie für Geschichte der Medizin auf einem Symposium in Wien über die Beziehungen Wiens zur Medizin in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Großbritannien, Spanien, Italien, auf dem Balkan und in Skandinavien. Ein vielseitiges, reichhaltiges und wertvolles Werk ist das Resultat. Kritische Bemerkungen erübrigen sich, da sich sämtliche Beiträge auf einem sehr hohen Niveau halten. Einen derselben lobend hervorzuheben, wäre ungerecht, da ein solches Lob nur die subjektiven Interessen des Besprechers reflektieren würde.

Erwin H. Ackerknecht

2. CHARLES LICHTENTHAELER, *Geschichte der Medizin*. Die Reihenfolge ihrer Epochen – Bilder und die treibenden Kräfte ihrer Entwicklung. Ein Lehrbuch für Studenten, Ärzte, Historiker und geschichtlich Interessierte. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln-Lövenich 1975. 2 Bde., 736 S., 44 Abb.

Wie wir auf der ersten Seite dieses Werkes erfahren, hatte Charles Lichtenthaeler am 29. Februar 1948 die plötzliche Eingebung, daß sich die traditionelle Medizingeschichtsschreibung «in mindestens einer zentralen Frage rundweg geirrt hatte». Er machte sich nun mit großem Fleiß daran, einen «Umschwung im medizinhistorischen Denken» zu vollbringen. Das Resultat liegt uns in Gestalt eines zweibändigen «Lehrbuchs» vor, das der Deutsche Ärzte-Verlag sehr schön herausgebracht und sein Freund, Professor Fromm, bevorwortet hat.

Das Buch ist allerdings weder das erste umfassende Lehrbuch der Medizingeschichte in deutscher Sprache seit Theodor Meyer-Steineg und Karl Sudhoff (1920), wie der Umschlag verkündet – 1949 ist ja Paul Diepgens immer noch sehr brauchbare Geschichte erschienen –, noch ist es überhaupt ein Lehrbuch. Ein Lehrbuch erfordert ein Minimum an geordneter Information, Klarheit und Objektivität, die in diesem Buch leider nicht genügend vorhanden sind. Es handelt sich hier im Grunde um einen sehr langen Essay über die Irrtümer der «modernen Medizinhistoriker». (Diese müssen sehr dumm und unwissend gewesen sein – der Autor nennt und zitiert sie allerdings verbatim fast nie. Solche vagen Anklagen sind nicht sehr wissenschaftlich, aber in der Polemik immer sehr wirksam.) Ferner werden wir über Lichtenthaelers eigene medizinhistorische Konzepte und seine Auffassungen über Geschichte und Philosophie im allgemeinen und den

ärztlichen Stand im besonderen informiert. Dies Buch soll nur eine Geschichte des medizinischen Denkens sein – ein inzwischen auch recht veralteter Standpunkt.

Nach zwei allgemeinen Kapiteln «warum und welche Medizingeschichte treiben wir», nach einem indifferenten Kapitel über primitive und einem überaus dürftigen über archaische Medizin kommen wir an die zwei Kapitel über hippokratische Medizin, welche einen der grundlegenden Irrtümer von Lichtenthalers Vorgängern abklären sollen. Nun war es auch vor Lichtenthaler längst bekannt, daß die hippokratischen Schriften einen Einschnitt in der Medizingeschichte bedeuten. Lichtenthaler versucht nun eine «Medizin des Hippokrates» auf Grund von nur drei angeblich «authentischen Schriften» (Epidemien III, I und Prognostik) herauszudestillieren. Seiner Meinung nach besteht das historische Hauptverdienst des «Hippokrates» in einer «Theorie», die aber zum Beispiel die von Menon erwähnte Pneumatheorie oder die vis medicatrix naturae nicht enthält, in die andererseits viel hineininterpretiert ist, was andere wohl nicht in diesen Schriften finden werden. Es ist paradox, daß diese Kapitel des Hippokrates-Forschers Lichtenthaler zu den schwächsten des Buchs gehören. Am besten sind wohl noch die Ausführungen über die Prognostik.

Das siebente Kapitel über die Medizin des Hellenismus ist gut geglückt, während das Galen-Porträt, welches das achte Kapitel ausfüllt, recht verzeichnet erscheint. Laut Lichtenthaler war Galen kein Eklektiker, dafür ein hundertprozentiger Hippokratiker. Daß man Galen, diesem Klotz, der den Weg in die medizinische Zukunft versperrte, nur grollte, weil man Kirche und Staat nicht leiden mochte, scheint keine sehr wirklichkeitsnahe Interpretation des Sachverhalts. Kapitel neun (Byzanz) und zehn (Araber) sind wieder erfreulicher. Nicht weniger als drei seiner zwanzig Kapitel weicht Lichtenthaler der Medizin des Mittelalters. Da aber bei aller Größe des Mittelalters nun einmal medizinisch nicht viel Gutes darüber zu sagen ist, läuft es auf eine Glorifizierung des Mittelalters im Stile allgemeinhistorischer Popularisatoren wie Durant oder Friedell hinaus. Kapitel 14 ist dem medizinischen Humanismus geweiht. Kapitel 15 über die medizinische Renaissance enthält dann wieder eine der grundlegenden Neuentdeckungen Lichtenthalers: die medizinische Renaissance war nichts als «schöpferischer Galenismus», vollzog sich im Rahmen der galenischen Tradition. Dieser These zuliebe muß natürlich Paracelsus, der berühmteste Arzt der Renaissance, als Wirrkopf, der nichts Grundsätzliches beizutragen hatte, ignoriert werden. Da laut Lichtenthaler die medizinische Neuzeit erst mit Magendie beginnt, darf nichts Grundlegendes geschehen sein. Vesal ist eben ein Galenist, Harvey ein Aristoteliker. Daß sie das *auch* waren, wußte schon lange jedes medizinhistorische Kind. Daß dies aber ebensowenig für ihre Rolle entscheidend war wie bei Bacon, Descartes oder Hegel, daß sie *auch* Christen waren, um nur dieses Beispiel zu bringen, dürfte jedem Unvoreingenommenen klar sein.

Kapitel 16 behandelt die Periode von 1500 bis 1800. Um die Unklarheiten seiner Vorgänger zu vermeiden, teilt der Autor sie in sieben «Strömungen» ein: Renaissance, Galenisten, Systematiker, Mystiker, Empiriker, Eklektiker und Enzyklopädisten, Philanthropiker und «Vormoderne». Das führt dazu, daß Haller zum Beispiel unter drei verschiedenen Strömungen (Systematiker, Enzyklopädisten und Vormoderne – eigentlich müßte er auch noch als Philanthropiker erwähnt werden) behandelt werden muß. Es scheint mir, daß Lichtenthaeler eine wahrhaft pechschwarze Klarheit über diese Periode ausgebreitet hat.

Kapitel 17 und 18 beschäftigen sich mit der Medizin zwischen 1800 und 1939. Jetzt dürfen wir die Medizin endlich modern nennen und erfahren, daß sie ausschließlich das Werk der Revolution eines einzigen Mannes, nämlich des François Magendie, ist. Die an sich richtige Idee, daß François Magendie der Hauptinitiator der modernen Experimentalmedizin ist, wird hier ins Sinnlose übertrieben. Kapitel 19 und 20 beschäftigen sich wieder mit Allgemeinem: Zeitgeschichte, Futurologie und sogenannte Metahistorie. Ich stimme vielen der Werturteile des Autors in diesen Kapiteln zu, kann mich aber schwer über Zeitgeschichte mit einem Autor unterhalten, der z. B. noch vor 1939 eine «heile Vorkriegszeit», bis 1939 eine Hegemonie der deutschen Medizin und seit 1945 nach tiefgreifendem Umbruch eine neue Medizin sieht. Ich bin außerdem der Meinung, daß medizinische Zeitgeschichte und Metahistorie überhaupt nur von wirklich überragenden Köpfen vielleicht einmal erfolgreich geschrieben werden können, sogenannte Futurologie nie.

Es ist nicht schwer zu sehen, wo die Wurzel für Lichtenthaelers neue Geschichtsschreibung liegt. Lichtenthaeler begrüßt mit sich immer wiederholender Begeisterung das Ende der bürgerlichen Neuzeit, jenes Progressismus, Szientismus, Rationalismus, Materialismus, ja gar Atheismus, die die Grundlagen für die Errungenschaften des 19. Jahrhunderts bildeten. (Er ist nebenbei durchaus nicht der erste in der Medizingeschichte, der diesen Standpunkt vertritt.) Daß er nichts an deren Stelle zu setzen hat und nach dem «Fünfer und Weggli»-Prinzip vorgeht, ändert daran gar nichts. Wer die Wissenschaft einen «lebensgefährlichen Krankheitsherd» nennt oder die moderne Medizin eine «unreine Reaktion», hat sich selbst genügend charakterisiert. Man hört im Hintergrund die Musik Léon Daudets «le stupide 19<sup>ème</sup> siècle» spielen. Lichtenthaeler wirft seinen Vorgängern Geschichtsklitterung aus Haß des Mittelalters vor. Man könnte ihn vielleicht mit mehr Recht der Geschichtsklitterung aus Haß der Neuzeit beschuldigen. Es ist schade, daß diese neueste Medizingeschichte mißlungen ist. Wir hätten ganz gut eine brauchen können. Und manche gute Formulierung oder solche Kapitel dieses Buchs, in denen Sendungsbewußtsein, Originalitäts- und Philosophiesucht sowie dogmatische Übertreibung sich in Grenzen halten, zeigen, was der Verfasser hätte leisten können. Amicus Plato sed magis amica veritas.

Erwin H. Ackerknecht



3. GUIDO MAJNO, *The Healing Hand. Man and Wound in the Ancient World.* Harvard Univ. Press, Cambridge 1975. XXIII und 571 S., 413 Abb. \$ 25.-.

Der Autor dieses Buches, ein namhafter pathologischer Anatom, machte sich daran, ein geschichtliches Vorwort zu einer Monographie über Entzündung, seinem Spezialgebiet, zu schreiben. Er fing aber dabei Feuer, und das Resultat ist eine Geschichte der Wunde vom Australopithecus bis zu Galen. Dies ist in vieler Beziehung erfreulich: die Geschichte der Wunde ist von zentraler Bedeutung in der Geschichte der Chirurgie und Medizin. Wunden sind in historischen Quellen relativ leicht identifizierbar im Gegensatz zu Krankheiten. Über die Geschichte der Wunde ist sehr wenig geschrieben worden, und das meiste steht qualitativ nicht auf dem Niveau des vorliegenden Werkes. Als Mediziner hat sich der Autor vor allen Dingen zwei Fragen vorgelegt: Warum wurde an einem gegebenen Ort und zu einer gegebenen Zeit eine bestimmte Behandlungsform der Wunde gewählt? In welchem Umfange half sie? Um letztere Frage zu beantworten, hat er zahlreiche Experimente unternommen. Von allen bisher vorliegenden Versuchen, experimentelle Medizingeschichte zu schreiben, scheint mir dies der erfolgreichste.

In einem ersten Kapitel gibt der Autor die fossile Evidenz für Wunden am Menschen, welche bereits beim Australopithecus, das heißt vor einigen Millionen Jahren, vorliegt. Zahlreich wird Wundevidenz dann durch die Steinpfeilspitzen in alten Homo-sapiens-Funden. Trotz früher Existenz von Wunden und wohl auch Wundbehandlung hat es enorm lang gedauert, bis die Grundprobleme der Wundbehandlung: Nähen, Blutstillen und Infektionsbekämpfung, erfolgreich gelöst wurden. In seinem prähistorischen Kapitel behandelt der Autor natürlich vor allen Dingen die Trepanationen. Er schließt aber nicht aus, daß Kastration die erste Operation war, und bietet eine sehr interessante neue Hypothese über die merkwürdigen Höhlenbilder mit fehlenden Fingergliedern.

In einem Kapitel über Mesopotamien beschäftigt sich der Autor mit dessen Ärzten und Zauberern. Chirurgisch ist die mesopotamische Medizin ja nicht sehr ergiebig. Immerhin scheint hier der Entzündungsbegriff zum erstenmal formuliert worden zu sein. Auf praktischem Gebiet zeigt Majno, daß das viel verwendete Sesamöl bakterizid wirkt. Besser orientiert sind wir über die Chirurgie der alten Ägypter (Kapitel 3). Als frühe Instrumente dienten ihnen Meteoriten und Rohrmesser. Es existiert Evidenz für Hautnaht und Heftpflaster. Hämostasis wurde durch Hitzeverschorfung erreicht. Die Ägypter unterschieden bereits zwischen guten und «kranken» (das heißt infizierten) Wunden. Leider pflegten auch sie bereits die Eiterprovokation als Mittel, Wunden zu heilen. Der Autor ist mit Recht sehr skeptisch, wenn es an die Identifizierung von zahlreichen Wundmitteln aus Flora und Fauna des Landes geht. An einigen derselben aber, welche identifizierbar sind, nämlich «grünes Pigment», Honig und Myrrhen, ist es ihm gelungen, in seinen Experimenten bakterizide Wirkung nachzuweisen!

Die Wundbehandlung der hippokratischen Ärzte (Kapitel 4) wird an Fällen aus «Epidemien» IV und V demonstriert. Der Autor findet das Prinzip des Tourniquet bereits in einer hippokratischen Schrift. Es ist erstaunlich, daß diese Tatsache sowohl von den griechischen und späteren Chirurgen wie auch von den zahlreichen Hippokrates-Kommentatoren übersehen worden ist. In der Infektionsbekämpfung verwendeten die Hippokratiker Metalle, Essig und vor allem Wein mit Erfolgen, die experimentell gesichert werden können. Leider war hingegen die Verwendung von Latex als gerinnungsfördernd eine Illusion (Experimente des Autors). Negativ müssen auch die Verwendung des Blutens gegen Hämorrhagien, die Infektionsförderung zwecks Erzeugung von «gutem» Eiter und die Allgemeinbehandlung mit unzweckmäßiger Diät usw. gewertet werden.

Während die chinesische Medizin (Kapitel 5) sehr arm an chirurgischen Leistungen gewesen zu sein scheint, ist die indische Medizin (Kapitel 6) um so reicher. Auch hier verwendet der Autor Originalfälle, in diesem Fall aus dem Susruta. Schon die empirische Bestimmung der Marmas, das heißt der Zonen, in denen tödliche Verletzungen stattfinden, ist eine große Leistung. So birgt die Marmalehre zum Beispiel bereits das Wissen um den dann von Galen experimentell entdeckten Nervus recurrens. Die Inder verwendeten sowohl die Ligatur wie das Tourniquet zur Blutstillung, ferner die Ameisennaht, vom Autor experimentell endlich sichergestellt, als Nahtmaterial. Bahnbrechend waren sie zum Beispiel auch auf dem Gebiet der operativen Kataraktbehandlung.

Einen weiteren Höhepunkt der Chirurgiegeschichte stellt die Schule von Alexandrien dar, welche die Ligatur entwickelte und die Piston-Spritze erfand. Unsere Kenntnisse über die Leistungen dieser Schule stammen allerdings meistens von dem Römer Celsus. Außer Alexandrinischem findet man bei Celsus auch wahrscheinlich Indisches wie die Kataraktoperation, plastische Chirurgie und Behandlung des Schlangenbisses. In Celsus treten auch zum erstenmal die vier Hauptzeichen der Entzündung auf: Schwellung, Rötung, Hitze und Schmerz. Das fünfte Hauptzeichen (Funktionsstörung) stammt nicht, wie der Autor zeigt, von Galen, sondern von Virchow. In Celsus finden wir auch zum erstenmal die Unterscheidung zwischen Wunde und Ulcus. Einem anderen römischen Kompilator, Plinius, läßt der Autor mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ihm in den letzten Jahrzehnten widerfahren ist. Zwar verschweigt er seine zahlreichen Schwächen keineswegs; er zeigt aber auch, daß Plinius zum Beispiel bereits um die Ephedra wußte, die wir dann in den letzten hundert Jahren mühselig aus China importiert haben. Als den größten römischen Beitrag zur Wundbehandlung bezeichnet Majno die von den Römern geschaffenen Militärspitäler. Obwohl der Autor Galens Größe, die er als Anatom und Physiologe hatte, voll würdigt und ihn auch als erfahrenen praktischen Chirurgen darstellt, kann er sich für die Wundtherapie des berühmten Pergameners, in der ja auch der Aderlaß eine so große Rolle spielt, wenig begeistern. Der ungefähr um dieselbe Zeit schreibende Scri-

bonius Largus bezeichnete aus derselben Orientierung heraus das damals von einigen anscheinend benützte Tourniquet direkt als schädlich.

Einem Buch, das so viel Details auf so viel Gebieten bringt, wird es an Einzelkritiken, manchmal vielleicht sogar berechtigten, nicht fehlen. Manchem wird auch die Liebe des Autors zu Hieroglyphen aller Art etwas zu umfangreiche Folgen gehabt haben. Dies dürfte nichts an der Tatsache ändern, daß wir es hier mit einer Achtung gebietenden Leistung zu tun haben. Das Buch enthält genug Elementares, daß es auch dem Nichtspezialisten viel geben kann. Gerade die immer wieder gezogenen Verbindungen zwischen der Geschichte der Wunde, der Geschichte der Chirurgie, der Geschichte der Medizin und der Allgemeingeschichte dürften dieser Leserkategorie besonders willkommen sein. Das Buch enthält aber auch so viel Neues und Informatives, daß es dem Spezialisten viel zu bieten hat, wenn nicht sogar ein Muß für ihn ist. Ich finde Vergleiche zwischen der Effizienz etwa mesopotamischer, griechischer oder chinesischer Wundbehandlung besonders gut. Dieser Standpunkt dürfte von jenen nicht geteilt werden, die aus einem falsch verstandenen Historizismus heraus allmählich den hegelianischen Aberglauben, daß alles, was ist, vernünftig ist, in die Historiographie mit der Parole «Alles, was war, war vernünftig» projiziert haben. Das Buch ist außerordentlich lebendig, dabei nie billig geschrieben. Dies wird zweifellos ein unverzeihlicher Fehler in den Augen aller jener sein, welche eine Kombination von Langeweile und Unverständlichkeit als ein Zeichen besonderer Tiefe ansehen. Die Illustrationen sind sehr zahlreich und ausgezeichnet. Erwin H. Ackerknecht

4. J. KOLLESCH, *Untersuchungen zu den pseudogalenischen Definitiones medicae*. Akademie-Verlag, Berlin 1973 (Schriften zur Geschichte und Kultur der Antike 7). 171 S.

Die Verfasserin, wohlbekannt als Erforscherin antiker Medizin, unternimmt es hier, a) zu zeigen, daß der Autor der «Def.med.» nicht Galen war; b) zu beweisen, daß er (wie sonst allgemein angenommen) kein Pneumatiker war (sondern kritiklos verschiedene Quellen benutzte); und c) einen Überblick über den «Frage- und Antwortdialog als medizinisches Lehrbuch» der Antike (zu welcher literarischen Gattung die «Def. med.» mehr oder weniger gehören) zu geben.

Für a) und b) ist Kollesch uneingeschränkt zuzustimmen; ihre Ergebnisse in diesem Zusammenhang sind, unter anderem, auch zur weiteren Erforschung der pneumatischen Ärzteschule wichtig. Lediglich an wenigen Stellen mag man Kritik anbringen wollen, so etwa bei der Diskussion einer Pulsdefinition des Athenaios von Attaleia, S. 98–100 (siehe dazu *Gesnerus* 31, 1974, S. 97, Anm. 64), oder in der Frage der Priorität der Pneumatiker hinsichtlich der Ansicht, daß auch Venen Pneuma enthalten (Kollesch, S. 101f.; das Zeugnis des «Diokles» ist, wie

sie selbst zugibt, unsicher, und Soran, der selber eher ein liberaler Methodiker war, könnte hierin pneumatisch beeinflußt gewesen sein).

Kolleschs Überblick über den medizinischen Frage- und Antwortdialog ist informativ und nützlich, hätte aber sicher vollständiger sein können. So gehört etwa die *Problemata*-Literatur, die Kollesch nur einmal am Rande erwähnt (S. 37, A. 66), ganz sicher, wie Flashars Ausführungen zeigen, in diesen Zusammenhang. Auch die «*Aporemata*»-Literatur (als Schriftentitel für Demokrit bezeugt) könnte vielleicht hierher gehört haben. Ein Verweis auf Archibios (in Deichgräbers «*Empirikerschule*» behandelt) wäre ebenfalls erwünscht gewesen, ebenso die Erwähnung der «*Fangfragen*» des Dionysios v. Aigai (siehe Deichgräber, l.c.). Letzterer repräsentiert einen besonderen Typ der medizinischen Frage- und Antwort-Literatur, die «*Ja und Nein*»-Literatur, die ebenfalls auf die altgriechische Sophistik zurückgeht und deren Heranziehung Kolleschs Überblick zweifellos bereichert und abgerundet hätte (siehe dazu F. Kudlien, demnächst im *Med. hist. Journal*). Was den Schlußabschnitt (Nachwirkungen der «*Def. med.*») betrifft, so existieren, wie ich von R. J. Durling erfahre, mehr lateinische Übersetzungen der Frührenaissance, als bisher bekannt (von Kollesch ist dieser Aspekt des Nachlebens hier nicht diskutiert).

In Kolleschs sorgfältigen Untersuchungen wird häufig Bezug auf eine geplante Neuausgabe der «*Def. med.*» genommen, welche zum erstenmal einen kritisch gereinigten Text bieten soll. Ihr Erscheinen ist nun besonders dringend erwünscht.

F. Kudlien, Kiel

5. G. HARIG, *Bestimmung der Intensität im medizinischen System Galens*. Akademie-Verlag, Berlin 1974 (Schriften zur Geschichte und Kultur der Antike 11). 250 S.

Die Studie bietet noch mehr, als der Titel erwarten läßt – unter anderem einen Abriß erkenntnistheoretischer Probleme in der vorgalenischen Medizin der griechisch-römischen Antike und eine Darstellung der galenischen Nosologie. Das Buch ist sehr sorgfältig gearbeitet, auch vom Philologischen her (Verfasser ist ein durch zahlreiche Veröffentlichungen zur älteren Medizin bekannter, speziell pharmakologiehistorisch interessierter Mediziner). Gelegentlich wünschte man sich die Heranziehung von weiterer relevanter Sekundärliteratur, etwa Lloyds Aufsatz über die Primärqualitäten im frühgriechischen Denken.

Harig beschreibt und sammelt nicht nur, sondern urteilt auch kritisch über Schwächen der galenischen Lehre von der Intensität und den Graden der Pharmaka und der Krankheiten (für solche Urteile siehe z. B. S. 76 und 125 ff.). Dennoch läßt er, wie bei einer so weitgespannten Untersuchung kaum anders möglich, Fragen offen oder gibt Anlaß zur Kritik (bzw. zur Weiterverfolgung bestimmter Probleme). Dazu einige Beispiele: Bei der Besprechung der sogenann-

ten Tertiärqualitäten (S. 106 ff.) sagt Harig, daß Galens Auffassung hier anders als die mittelalterliche sei, welche darunter ein «spezifisches Vermögen eines bestimmten Heilmittels», d. h. faktisch eine «nicht näher bestimmbare und erklärbare Eigenschaft» verstünde. Harig hat übersehen, daß sich dafür auch schon Belege bei Galen finden, so etwa XII 192 K. (von Harig nicht besprochen; siehe seinen Index S. 234), wo Galen ausdrücklich über einen blutstillenden Stein sagt, daß seine Dynamis «der theoretischen und methodischen Erforschung unzugänglich ist» und daß «wir nicht wissen», warum er so wirkt. Hier handelt es sich um eine Wirkung «nach der Eigenheit der ganzen Substanz», und zwar um einen Fall, der eindeutig zu den Belegen des «okkulten Kraftbegriffs» gehört (dazu vgl. J. Röhr, *Der okkulte Kraftbegriff im Altertum*, Leipzig 1923, S. 108; Röhrs gesamte Ausführungen S. 106 ff. hätten von Harig berücksichtigt werden sollen). An anderer Stelle verspricht Harig (S. 107, A. 125) eine gesonderte ausführliche Darstellung der Beziehungen zwischen Primär- und Sekundärqualitäten bei Galen. Dies ist ein hochinteressanter Punkt, da hier die Araber einhaken. Man vergleiche Averroes' Kommentar zu Aristoteles' «Über die Seele» (*Corp. Comm. Averb. in Aristot., Vers. Lat. vol. VI 1, ed. F. St. Crawford, Cambridge/Mass. 1953, S. 292 f.*): «(Galieni error) ... et si concesserimus quod omne dulce est calidum, et omne amarum etiam est calidum, debemus etiam dicere quod hoc non est nisi respectu corporis hominis, *non respectu nature ipsius rei* ... hoc *non* demonstrat naturam ipsorum saporum» (Kursivsetzung meine). Dies ist ein besonders wichtiges Beispiel dafür, daß die Araber ihre Beschäftigung mit Galen auf diesem Gebiet nicht nur in Form einer «Weiterentwicklung» (vgl. Harig, S. 197), sondern bisweilen ausdrücklich als Kritik betrieben. Das gilt auch speziell für die Gradlehre; man vergleiche Gabirs Kritik an Galen und den antiken Ärzten in diesem Punkt (P. Kraus, *Jabir ibn Hayyan, Contribution à l'histoire des idées scientifiques dans l'Islam, II: Jabir et la science grecque*, Kairo 1942, S. 189–199). Von solcher Kritik aus wären zweifellos weitere Beurteilungsgesichtspunkte für Galens System zu gewinnen.

Wir wünschen und hoffen, daß der Autor Gelegenheit findet, auf diesem Gebiet weiterzuarbeiten; er erscheint besonders qualifiziert dafür. F. Kudlien, Kiel

6. HERMANN GRENSEMANN, *Die hippokratische Schrift «Über die heilige Krankheit»*. *Ars Medica*, II. Abt., Bd. 1. Walter de Gruyter, Berlin 1968. XIV und 126 S. Geb. DM 42.–.

Das Buch stellt den ersten Band der Schriftenreihe «*Ars Medica*» dar, mit deren Herausgabe das Institut für Geschichte der Medizin an der Freien Universität Berlin ein anspruchsvolles Programm in Angriff genommen hat. In den drei Abteilungen alter Orient, griechisch-lateinische Medizin (hierher gehört der vorliegende Band) und arabische Medizin sollen in freier Folge Texte und quellen-



kundliche Untersuchungen publiziert werden. Der um die Geschichte der Medizin und die Pflege antiken Denkens verdiente Verlag Walter de Gruyter & Co. tut das Seine, um – wie die ersten Bände zeigen – die Reihe durch übersichtlichen, schönen und exakten Druck auf gutem Papier in geschmackvollem, einfachem Einband auch äußerlich gediegen zu gestalten.

In seinem Geleitwort betont HEINZ GOERKE im Namen der Herausgeber,

«daß die in unserer Reihe entstehenden Ausgaben nicht mehr nur für den Philologen, sondern auch für den Medizinhistoriker und darüber hinaus für interessierte Ärzte vom Inhalt her zugänglich sein sollen. Zu diesem Zwecke muß dem Text grundsätzlich auch eine Übersetzung in eine modernere Weltsprache und ein Kommentar, der Sprachliches wie Sachliches klären soll, beigegeben werden.»

Es ist schön, daß als erstes gerade «Über die heilige Krankheit» («Peri hierês nosou») gewählt wurde, jene programmatische Schrift, in der die Hippokratiker ihre naturwissenschaftliche Auffassung der Medizin mit aller Klarheit, ja Schärfe gegen die magisch-theurgische Heilkunst abgrenzen: aus dem Verständnis der Krankheiten als Naturerscheinungen im Zusammenhang des Organismus und des Kosmos muß der Arzt sein Wissen und seine Behandlungsmethoden beziehen. WALTER MÜRI hat seinerzeit diesen Text im vollen Wortlaut griechisch und deutsch in seine Anthologie «Der Arzt im Altertum» aufgenommen (Tusculum-Bücherei des Verlages Ernst Heimeran, 3. Aufl., München 1962). Dank GRENSEMANN besitzen wir nun auch eine zweisprachige, historisch, philologisch und medizinisch hervorragend kommentierte Einzelausgabe. Dem sorgfältig edierten Originaltext, mit Textvarianten in Fußnoten, läuft auf der gegenüberliegenden Buchseite die *deutsche Übersetzung* parallel: der Vorlage getreu folgend und doch mühelos aufzunehmen (S. 57–91).

In seiner breit angelegten *Einleitung* bespricht Grensemann zuerst die Stellung der Schrift über die heilige Krankheit in der antiken Medizin (S. 5–31). Die meisten Altphilologen sind sich heute (gegen POHLENZ und CAPELLE) darin einig, daß nicht Hippokrates selbst sie geschrieben hat. Gegenüber HEINIMANN, JONES (in der Loeb Classical Library) u. a. vertritt er jedoch die Auffassung, es sei derselbe Arzt gewesen, der die Schriften über die heilige Krankheit und über die Umwelt verfaßt habe: die Auffassungen von der pathogenen Rolle des Schleimes (phlegma) in Hirn und Adern, von der Einwirkung von Sonne und Wind, Jahreszeit und Lebensalter stimmen in den beiden Werken im wesentlichen überein, und wo sie verschieden sind, ergänzen sie sich, ohne sich zu widersprechen. Des weiteren zeigt Grensemann die Verwandtschaft des medizinischen Denkens des Autors mit früheren Quellen auf: mit vorsokratischen Arztphilosophen und mit der Ärzteschule von Knidos, deren ins Corpus Hippocraticum aufgenommene Schriften ihn ja in besonderem Maße beschäftigen. Es folgen eine Analyse der Quellenlage, die in einem eigentlichen Stammbaum der Handschriften (S. 46)



gipfelt, und sprachliche Erörterungen (S. 31–55). Damit ist Grensemanns wissenschaftliche Arbeit aber noch nicht erschöpft: an die Wiedergabe des Textes schließen sich medizinische und stilistische Erläuterungen, philologische Bemerkungen zu einzelnen Textstellen und Indices an (S. 92–126).

In Edition, Übersetzung und Kommentar hat uns Grensemann eine muster-gültige Ausgabe einer der entscheidenden Schriften der Weltmedizin gegeben.

Huldrych M. Koelbing

7. MARKWART MICHLER, *Das Spezialisierungsproblem und die antike Chirurgie*. Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1969. 88 S. Fr./DM 18.–.

In seinem früheren Werk über die alexandrinische Chirurgie (siehe die Besprechung durch E. HINTZSCHE in *Gesnerus* 26, 1969, S. 260 f.) hat der Autor Entwicklung und Gehalt des Faches in einer versunkenen Epoche sozusagen mosaikartig rekonstruiert. Aufgrund seiner damaligen Forschungsergebnisse und seiner bewundernswerten Kenntnis der antiken chirurgischen Texte insgesamt behandelt er nun, im vollen Bewußtsein seiner Aktualität, den Aspekt der Spezialisierung. Ist die wissenschaftliche Spezialisierung, heute wie damals, ein Symptom kultureller Altersschwäche?

In methodischer Hinsicht wendet Michler die Begriffe *Interessen-Feld* und *-Focus* (Anziehungspunkt) an, die GEORGE ROSEN in seiner leider kaum mehr erhältlichen Studie «The specialization of medicine with particular reference to ophthalmology» (New York 1944) entwickelt hat. Im Alexandria des 3. Jahrhunderts v. Chr. gelangten im Gesamtfeld der Medizin unter dem Einfluß wissenschaftlicher und technischer Faktoren – Anatomie, Mechanik, verbesserte Instrumente u. a. – Einzelfelder wie die Knochenchirurgie, die Operationslehre, die Frauenheilkunde zu hoher Blüte; diese Einzelfelder verschmelzen vom 1. Jahrhundert v. Chr. an «zu einem großen Fach, zu jener klassischen Einheit der Chirurgie, die sich erst in der Moderne von neuem aufgliedern sollte ... Das medizinische Gesamtfeld aber ist tot; es gibt keine Impulse mehr, die auf eine Fortentwicklung der Chirurgie noch Einfluß nehmen könnten» (S. 38). Hier liegt der Grund für den nun einsetzenden Niedergang.

Die Entstehung des großen Spezialfaches Chirurgie grenzt Michler scharf ab gegen das «obskure Spezialistentum» der römischen Kaiserzeit, das sozial bedingt war: in ungehemmtem Konkurrenzkampf boten medizinisch kaum gebildete Heilkünstler der Großstadtbevölkerung ihre eng spezialisierten Dienste an. Nach Michler war «das Geschehen im wissenschaftlichen Feld der Heilkunde» ohne Einfluß auf diese Entwicklung (S. 46); man muß sich aber doch fragen, ob nicht das Erlöschen des wissenschaftlichen Elans in der spätantiken Medizin, das obenerwähnte Versiegen der schöpferischen Impulse, diese offensichtlichen Erscheinungen der Dekadenz mitbedingt hat.

Die Spezialisierung der Chirurgie war zugleich eine Isolierung. Als Galen im 2. Jh. n. Chr. die medizinische Wissenschaft wieder einheitlich gestaltete und überschaubar machte, verwies er den Chirurgen auf ein schmales Arbeitsfeld am Rande. Die Abwertung der Chirurgie zur Magd der Medizin, ja ihre Ausstoßung aus der wissenschaftlichen Medizin, wie sie im Mittelalter Wirklichkeit wurde, ist in Galens Konzept von Anfang an vorgezeichnet.

Zum Schluß vergleicht Michler die antike Entwicklung mit der heutigen Situation. Die Geschichte läßt uns den Spezialisierungsprozeß verstehen, aber sie liefert keine Analogien, die wir prognostizierend nun einfach auf die Gegenwart übertragen könnten. Die medizinische Spezialisierung unserer Zeit ist kein destruktiver Prozeß, sondern eine Bereicherung der gesamten Heilkunde – vorausgesetzt, daß im Gegensatz zur Antike «die Integrität des medizinischen Gesamtfeldes» gewahrt, die lebendigen Wechselwirkungen erhalten bleiben.

Abgesehen von den neuen historischen Einsichten, die Michler in seiner Monographie vermittelt, zeigt er darin vorbildlich, wie man im Blick auf aktuelle Fragen Geschichte schreiben kann, ohne sie den jeweiligen Absichten zuliebe simplifizierend zurechtzubiegen.

Huldrych M. Koelbing

8. J. SCHOUTEN, *The Rod and Serpent of Asclepius, Symbol of Medicine*. Elsevier, Amsterdam/London/New York 1967. 260 S., 73 Abb. Dfe. 27,50.

Der Autor, Kunsthistoriker und Direktor der Städtischen Museen von Gouda, verfolgt die Asklepios-Symbole Stab und Schlange vom Altertum bis zur Gegenwart: Ursprünglich sinnfälliger Ausdruck für das unzerstörbare, aus der Erde hervorgehende Leben, sind sie heute zum leeren Signet geworden, das beispielsweise das Arztauto kennzeichnet. Die heilbringende eherne Schlange des Moses bedeutete nach Schouten im Grunde dasselbe unüberwindliche Leben; in der Vertrautheit der Menschen mit diesem biblischen Symbol sieht er einen Grund dafür, daß der asklepische Schlangentab seit dem 16. Jahrhundert als Sinnbild für die Medizin solche Verbreitung fand. Schoutens Bildauswahl erfreut durch ihren Reichtum und ihre Vielseitigkeit; die Schwarzweiß-Reproduktionen auf Kunstdruckpapier sind ausgezeichnet.

Huldrych M. Koelbing

9. HELMUT LEITNER, *Bibliography to the ancient medical authors*. With a preface by Erna Lesky. Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1973. 61 S. Kart. Fr. 26.–.

Wer je in den Zettelkatalogen der Bibliotheken nach Werken der antiken medizinischen Autoren gesucht hat, der weiß, wie schwer es oft sein kann, die jeweils bestgeeignete Ausgabe zu finden. Das hat zur Folge, daß man Hippokrates, Celsus, Galen und die andern oft ganz unzulänglich liest und zitiert. Wie ERNA LESKY feststellt, fehlte uns bisher eine handliche Übersicht, die uns diese Litera-

tur nach dem neusten Stande präsentiert hätte. Leitner hat hier Abhilfe geschaffen. Seine Bibliographie umfaßt alle einigermaßen vollständig erhaltenen Schriften der griechisch-römischen Antike von den Hippokratikern bis zu Paulus von Aegina, also vom 5. Jahrhundert vor bis zum 7. Jahrhundert n. Chr.; sie berücksichtigt auch die biologischen Werke des Aristoteles und die «Naturalis historia» von Plinius, nicht aber die Tierheilkunde. Aufgeführt sind für jeden Titel die neueren und neusten Ausgaben des Originaltextes und seiner Übersetzungen (deutsch, englisch, französisch, italienisch, vereinzelt auch schwedisch und andere Sprachen). Ein höchst willkommener Wegweiser für die wissenschaftliche Arbeit wie für die horizontweitende Lektüre! Huldrych M. Koelbing

10. MAGDA WHITROW, *ISIS Cumulative Bibliography*. Part I: Personalities, Part II: Institutions. Mansell, London 1971. 2 Bde., 664 S., 789 S.

In den beiden Bänden sind etwa 40 000 Bücher und Artikel über rund 10 000 Wissenschaftler aller Zeiten verzeichnet; sie sind also eine Fundgrube biographischer Literaturangaben. Grundlage waren die kritisch-selektiven Bibliographien zur Geschichte der Naturwissenschaften (history of science) und ihrer kulturellen Auswirkungen, die die von SARTON begründete «Isis» mindestens einmal im Jahr veröffentlicht. Man kann also keine Vollständigkeit erwarten, staunt aber über die Fülle der mitgeteilten Titel im biographischen Bereich. Im 2. Teil, der Arbeiten über wissenschaftliche Institutionen enthält und «nur» 140 Seiten am Schluß des 2. Bandes umfaßt (biographischer Teil: etwa 1300 S.), führt die besondere Grundlage dagegen zu einer recht zufälligen Auswahl, wenigstens was die Schweiz betrifft. Aber man wird auch hier manchen nützlichen Hinweis finden.

Huldrych M. Koelbing

11. ANNE-MARIE DUBLER, *Maße und Gewichte im Staat Luzern und in der alten Eidgenossenschaft*. 74 S., Abb., Karten.  
*Luzerner Wirtschaftsgeschichte im Bild*. 118 S., Abb., z. T. farbig.  
Beide Bände Festschrift 125 Jahre Luzerner Kantonalbank, Rex-Verlag, Luzern 1975.

Von der Vielfalt der auf dem engen Gebiet der Eidgenossenschaft noch im 18. und 19. Jahrhundert gebrauchten Maße und Gewichte machen wir uns keine Vorstellung mehr; wenn wir aber in alten Texten auf Fuß, Elle und Stab, auf Pfund, Unze und Lot, beim Korn auf Mütt und Mäß stoßen, werden wir unsicher, wenn nicht hilflos. Das Verwirrende ist, daß die gleichen Maße von Ort zu Ort verschiedene Werte hatten. Allein im Engadin galten drei verschiedene Pfundgewichte: 428 g für Untertasna, 431 g für Obtasna, 425 g für das Oberengadin; drunten im Bergell aber war die Libbra 926 g schwer. Als Apothekergewicht galt in der deutschen Schweiz das Nürnberger Medizinalpfund von 358 g; doch in

Freiburg wog die «livre médicinale de Nuremberg» 367 g, also drei Viertel des hier als Handelsgewicht anerkannten Pariser Pfunds.

Diese Angaben entnehme ich Anne-Marie Dublers Buch «Maße und Gewichte». Frau Dubler hat neben den Gewichten die Längen-, Land-, Getreide- und Flüssigkeitsmaße der alten Schweiz sorgfältig festgestellt und – wofür sie höchstes Lob verdient – den Wirrwarr übersichtlich geordnet. In regionalen und lokalen Gemeinsamkeiten und Abweichungen kommen wirtschaftliche Gegebenheiten und handlungsgeschichtliche Zusammenhänge zum Ausdruck; die Autorin macht sie in ihrem Text wie in fünf mehrfarbigen Karten deutlich. Das Literaturverzeichnis ist eine Fundgrube weiterer, meist wenig bekannter Titel.

Der für die schweizerischen Historiker und Geschichtsfreunde ungemein wertvolle Band begleitet die von derselben Autorin geschriebene und exquisit illustrierte «Luzerner Wirtschaftsgeschichte im Bild», die ein weiteres Publikum ansprechen dürfte. Die beiden Bücher der Leiterin der Luzerner Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Staatsarchiv Luzern sind von der Luzerner Kantonalbank zu ihrem 125jährigen Jubiläum herausgegeben worden – eine gediegene und sympathische Festgabe.

Huldrych M. Koelbing

12. ERWIN H. ACKERKNECHT und HEINRICH BUESS, *Kurze Geschichte der großen Schweizer Ärzte*. Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Wien 1975. 110 S., 13 Abb., 2 Tab. Kart. Fr. 24.–/DM 22.–.

1946 erschien das Büchlein von Heinrich Buess: Schweizer Ärzte als Forscher, Entdecker und Erfinder. Es bot Kurzbiographien, Bildnisse und Literatur von 60 Schweizer Ärzten und bildete die beste Einführung in die schweizerische Medizingeschichte. Als Ersatz für dieses vergriffene Lexikon und mit viel Weiterem, Neuem und Gegenwartsnahem erscheint nun, von Professor Ackerknecht verfaßt, eine fortlaufende Darstellung, wie es sie bisher nicht gab. Das Glänzende ist die Gesamtschau, die dem geübten Synthetiker gelungen ist. Im großen Chor treten die Einzelpersönlichkeiten in scharfer individueller Zeichnung hervor. Man kann das Büchlein auch vorlesen und findet Beifall, denn der Stil ist lebendig, das Tempo rapid, die Gestaltung eindringlich. Kein Wunder, daß viele Käufer zugreifen. Bereits ist eine englische Übersetzung in Satz gegangen.

Heinz Balmer

13. HULDRYCH M. KOELBING, *Im Kampf gegen Pocken, Tollwut, Syphilis*. Das Leben von Edward Jenner, Louis Pasteur, Paul Ehrlich. Gute Schriften 396, Basel 1974. 80 S., 3 Bildnisse. Brosch. Fr. 5.50, geb. Fr. 8.–.

Wie gegen Pollenstaub sind heute viele gegen Heldenverehrung empfindlich und lehnen Biographien ab. Aber ohne Vorbilder ist das Leben arm. Das anspruchlose Büchlein könnte dazu beitragen, jene Abneigung zu überwinden. Es dient

nicht der Vergötterung, sondern ist ein schlichter Tatsachenbericht. Darin werden uns drei Gestalten nahegebracht, die herzliche Zuneigung wecken: ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher. Ihr Werk verknüpft sie; eines folgt aus dem andern. Eine Bauernweisheit, daß Kuhpocken vor Menschenpocken schützen, wissenschaftlich prüfend, verdrängte Jenner eine schlimme Ansteckung durch eine harmlose. Pasteur erkannte die Rolle der Mikroben im Haushalt der Natur. Chemische Zersetzung erzeugt nicht Lebewesen; sondern umgekehrt erzeugen Mikroben Gärung und Fäulnis. Allgemein entwickelte er die Schutzimpfung durch geschwächte Erreger, die nicht mehr töten, aber Abwehrkräfte wecken. Ehrlich durchdachte diese Kräfte. Wie sich bei der Gewebefärbung nur gewisse Teile mit den Farben verbinden, mußte es Stoffe geben, die nur den Erreger treffen und den Menschen verschonen. Er suchte danach und lernte chemisch zielen.

Nicht allein das Werk, auch das Schicksal eint die drei Forscher. Alle wurden angefeindet, und ihre Erkenntnisse mußten sich gegen Widerstände durchsetzen. Sie wurden gehaßt, aber auch geliebt. James Phipps, an dem Jenner den entscheidenden Impfversuch vornahm, erhielt später von ihm ein Häuschen. Joseph Meister, den Pasteur als ersten vor Tollwut rettete, wurde später Abwart im Pasteur-Institut.

Die Darstellung ist gut verständlich. Der Verfasser, Ordinarius für Medizingeschichte in Zürich, widmet sie seinen Töchtern. Die Grundgedanken, die die Geister bewegten, werden deutlich. Daher eignet sich das Büchlein auch für die Schule.

Heinz Balmer

14. HANS QUERNER und HEINRICH SCHIPPERGES (Hrsg.), *Wege der Naturforschung 1822–1972 im Spiegel der Versammlungen Deutscher Naturforscher und Ärzte*. Im Auftrage der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte anlässlich ihres 150jährigen Bestehens. Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg/New York 1972. VIII, 207 S. Geheftet DM 14.80; US \$ 4.70.

*Die Vorträge der allgemeinen Sitzungen auf der 1.–85. Versammlung 1822 bis 1913*. Zusammengestellt von HERMANN LAMPE und HANS QUERNER. Mit einer Bibliographie der Berichte über die Versammlungen von ILSE GÄRTNER (Schriftenreihe zur Geschichte der Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte, Bd. 1). Verlag Dr. H. A. Gerstenberg, Hildesheim 1972. XI, 127 S., geheftet DM 38.–.

«Wege der Naturforschung» – eine Sammlung von 10 Einzelarbeiten – orientiert über die Entwicklungen der deutschen Naturwissenschaft der letzten 150 Jahre, besonders auch in ihren Verflechtungen mit sozialen, politischen, ideologischen, religiösen, wirtschaftlichen Dingen. SCHIPPERGES faßt in der Einführung zusammen: «Wir finden den Übergang einer idealistischen Naturphilosophie auf



die reale Naturforschung dokumentiert, aber auch die Transmutation einer romantischen Isis-Schwärmerei auf die moderne Fortschrittsgläubigkeit, nicht zuletzt alle Züge und Prozesse jener weiterlaufenden Entmythologisierung der Wissenschaft, wie wir sie ... bis in unsere Tage sich vollziehen sehen.» In seinem Beitrag «Repräsentative Eröffnungsreden auf den Naturforscherversammlungen im 19. Jahrhundert» arbeitet Schipperges die Grundzüge der Entwicklung der Versammlungen bis zum Ersten Weltkrieg in ihren vielfachen Verflechtungen detaillierter, mit eindrucklichem Zitatmaterial belegt, heraus. P. KARLSON behandelt «Die Versammlungen ... 1920–1960». Der Erste Weltkrieg zeigt sich als ein einschneidendes Ereignis auch im Spiegel der Versammlungen. Karlson weist darauf hin, daß 1913 die Sonne noch nahe dem Mittelpunkt des Milchstraßensystems stand, über das Milchstraßensystem hinaus aber praktisch nichts bekannt war. Die späten zwanziger Jahre brachten die Flucht der Spiralnebel. Im Rahmen der Versammlungen kam es zur innigen Zusammenarbeit von Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft; Vertreter der pharmazeutischen Industrie haben in der medizinischen Sektion gesprochen. Das ursprüngliche Ziel der Versammlungen, die Einheit der Wissenschaften zu pflegen, ist unter der zunehmenden Spezialisierung etwas verlorengegangen, ist dann aber nach dem Zweiten Weltkrieg wieder bewußter gepflegt worden, was sich unter anderem in einer vermehrten Pflege der Wissenschaftsgeschichte äußerte.

D. VON ENGELHARDT referiert über «Naturphilosophie und Wissenschaftstheorie auf den Versammlungen ... in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts». W. JACOB führt dieses Thema am Einzelbeispiel aus: «Virchows Begriff der ‚naturwissenschaftlichen Methode‘ – Deutung und Grenzen». P. SMIT berichtet über «Lorenz Oken und die Versammlungen ... : Sein Einfluß auf das Programm und eine Analyse seiner auf den Versammlungen gehaltenen Beiträge». In Oken ist sozusagen die Naturphilosophie in ihrer Beziehung zu den Versammlungen inkarniert. Daß der Begründer der «Versammlungen» sich nach 1830 von seiner Schöpfung mehr und mehr abgewendet hat, ist in diesem Zusammenhang mehr als ein biographisches Detail.

A. HERMANN und U. BENZ schreiben über «Quanten- und Relativitätstheorie im Spiegel der Naturforscherversammlungen 1906–1920». Auf der Versammlung von 1909 trat Einstein erstmals vor großem Publikum auf; 1910 wurde das «Jahr des Umschwungs» – die Zustimmung vieler wesentlicher Wissenschaftler war gewonnen. Später geriet Einsteins Lehre ins Spannungsfeld der Politik, und auf der 86. Versammlung, der ersten nach dem Ersten Weltkrieg, kam es zu antisemitischen Angriffen auf sie und beinahe zum Tumult.

In seinen «Betrachtungen zur Rolle der Chemie auf den Versammlungen ... bis zur Gründung der Deutschen Chemischen Gesellschaft» arbeitet auch O. KRÄTZ nicht nur Tendenzen der wissenschaftlichen Diskussionen auf den Versammlungen, sondern auch deren wissenschaftspolitische und persönliche Hintergründe



heraus. G. RUDOLPH schreibt über «Die Physiologie auf den Versammlungen ... von der Gründung bis zum Jahre 1890 unter besonderer Berücksichtigung des ersten Jahrzehnts und der Spannung zwischen Vitalismus und Mechanismus». Er geht speziell auch auf die Breite des Entwicklungsstromes ein, der da auf den Versammlungen hinzog; auch diese Dimension vermittelt ein lebendiges Bild von den Realitäten und Mythen, die den wissenschaftlichen Fortschritt begleiten. H. SIEFERT behandelt die «Hygiene, ein Thema in der Frühzeit der Gesellschaft... (1822–1867)». Damit gibt er die Vorgeschichte der auf der 41. Versammlung (1867) gegründeten «Sektion für öffentliche Gesundheitspflege». Er zeigt, wie das Interesse der Versammlungen an der Kollektivmedizin anfangs gering war, dann stark anwuchs – von der Cholera sehr befördert –, bis 1860 Virchow selbst über ein hygienisches Thema sprach, wobei er so weit ging, die Prophylaxe über die Therapie zu stellen. H. QUERNER schließlich berichtet über die «Probleme der Biologie um 1900 auf den Versammlungen der Deutschen Naturforscher und Ärzte» speziell am Beispiel der Entwicklungsphysiologie. – Ein Personenregister beschließt den Band.

Dieser schönen Einführung in die deutsche Naturforschung der letzten 150 Jahre, wie sie sich in den «Versammlungen» spiegelt, stellt sich der zweite im Titel zitierte Band zur Seite, der sich als ein höchst nützliches Arbeitsinstrument für Wissenschafts- und Medizingeschichtler erweisen dürfte. Er enthält auch ein 17seitiges detailliertes Sachregister. Esther Fischer-Homberger

15. HARRIS L. COULTER, *Science and Ethics in American Medicine: 1800–1914* (Divided Legacy, a History of the Schism in Medical Thought, Vol. III). McGrath, Washington 1973. XVI, 546 S. Geb. \$ 17.50.

Die Bände 1 und 2 dieser Geschichte der therapeutischen Methode, wie sie der Autor nennt, sind: «The Patterns Emerge: Hippocrates to Paracelsus» und «Progress and Regress: J.B. Van Helmont to Claude Bernard». Sie sind im selben Verlag und Jahr herausgekommen wie der vorliegende; Unterzeichnete hat sie nicht gelesen.

Der vorliegende Band beinhaltet den «Kollaps der regulären Medizin» in Amerika vor 1860 und deren «Wiederaufbau» nach 1860. Hauptthema ist die Rolle der Homöopathie in diesem Schauspiel. Die Tatsache, daß des Autors Sympathien sehr nach der Seite der Homöopathie neigen, stört erst im 20. Jahrhundert, wo das Ausklammern der gelegentlichen therapeutischen Effektivität der allopathischen Medikamente aus der Betrachtung allmählich geschichtsverzerrend wird. Für das 19. Jahrhundert aber erweist sich Coulters Verständnis für die Homöopathie und sein Mißtrauen gegenüber der Allopathie als günstiger Ausgangspunkt für eine Geschichte der (nichtchirurgischen) Therapie und ge-

eignet, ungewohnte Aspekte klar zu zeigen, zumal der Autor seine Ideen reich und gründlich belegt. Coulter konzentriert sich, unberührt von der Suggestion, die Therapie der Schulmedizin sei rational begründet und deshalb allem anderen überlegen, auf die Wirklichkeit des therapeutischen Betriebs im Amerika des 19. Jahrhunderts. Er stellt den Aufstieg der 1825 nach Amerika eingeführten Homöopathie auf den Hintergrund der abschreckenden Wirkung der orthodoxen Therapie Rushscher Prägung (Aderlässe bis zum Exzeß, Quecksilber in toxischen Dosen – Coulter macht es plausibel, daß die von Reisenden gelegentlich beobachtete Blässe und Schwächlichkeit des Durchschnittsamerikaners zwischen 1830 und 1860 durch die damalige orthodoxe Therapie bedingt gewesen sein könnte). Besonders auch in der Behandlung der Cholera hatte die Homöopathie bessere Erfolge als die im wesentlichen doch säfteziehende Schulmedizin. Die Homöopathie gewann sich die Sympathie breiter Schichten und einflußreicher Kreise; der Homöopath wurde zum außerordentlich gut verdienenden Arzt – sein Einkommen war erheblich größer als das seines allopathischen Kollegen –, und die Schulmedizin begann ihrem Medikamentenschatz homöopathische Arzneien einzuverleiben und ihre Dosen etwas herabzusetzen.

Die «allopathic counterattack» blieb aber nicht aus. Sie erfolgte in Form der Gründung der American Medical Association und ihrer ethischen Richtlinien, die nicht nur das Gebot der Kollegialität der Allopathen unter sich enthielten, sondern auch die Mahnung, keine Konsultationen mit Homöopathen zu veranstalten. Die Homöopathen haben sich nicht zu einer entsprechenden standespolitischen Front organisiert, sondern sich vielmehr zerstritten und in strikte und gemäßigte (mehr und weniger stark verdünnende) Hahnemannianer aufgespalten. Dazu kam, daß die aufkeimende chemisch-pharmazeutische Industrie den Allopathen zu Hilfe eilte. Eine Medizin, deren Anhänger selbstbereitete Mittel in homöopathischen Dosen verschrieben, konnte die Sympathie der Industrie begreiflicherweise nicht erwerben. So entstand eine lebenskräftige Symbiose von medizinischer Wissenschaft und industriellem Geld. Durch industrielle Inserate ermöglicht oder durch die Industrie überhaupt unterhalten, blühten wissenschaftliche Zeitschriften auf, die den Arzt fortbildeten und über die Entwicklungen auf dem Gebiet der pharmazeutisch-chemischen Therapie auf dem laufenden hielten. Es folgte die Zeit der Drug-Stores.

Coulter weist darauf hin, wie sehr der Arzt paradoxerweise gerade in der Zeit der chemisch-pharmazeutischen Therapie dem chemisch-pharmakologischen Wissen sich entfremdet hat. Allzuoft begnügt er sich damit, sich über die einem Produkt zugeschriebenen Wirkungen zu informieren. Damit legt der Homöopath seinen Finger auf den wohl wundesten Punkt der modernen Allopathie. Es ist wohl kein Zufall, daß dieses Buch gerade in einer Zeit der Besinnung auf unreflektierte Abhängigkeiten des Arztes von seiner Umgebung herauskommt; es ist ein würdiger Beitrag zu dieser Besinnung. Esther Fischer-Homberger

16. CORDULA GEDULDIG, geb. JACKI, *Die Behandlung von Geisteskranken ohne physischen Zwang*. Die Rezeption des NON-RESTRAINT im deutschen Sprachgebiet. Diss. Zürich 1975. aku-Fotodruck. 142 S.

Die Entwicklung der klinischen Psychiatrie ist ein jahrhundertelanger Weg vom Dämonismus zu wissenschaftlicher Objektivität, von sozialer Ächtung zu humanem Umgang mit dem geisteskranken Mitmenschen. Abwechselnd in dem oder jenem Land erfolgt ein Durchbruch dank dem Genius einer hervorragenden Persönlichkeit, aber auch dank einem günstigen Genius loci; die Fachleute anderer Länder setzen sich mit diesem Fortschritt auseinander und assimilieren ihn früher oder später, oft gegen nicht geringe Widerstände. Dieser mühevollen Prozeß geht auch heute noch weiter vor sich.

Eine besonders wichtige und interessante Phase im Zuge dieser säkularen Entwicklungen hat in der vorliegenden Arbeit eine souveräne Darstellung gefunden: Die Aufnahme der Ideen der Engländer HILL und CONOLLY, vertreten besonders im Buch des letzteren (1856), das auch bald in deutscher Übersetzung erschien (1860). Das Prinzip des Non-Restraint, des Verzichts auf mechanische Zwangsmittel oder, wie es GRIESINGER positiv ausdrückte, das Prinzip der freien Behandlung, mußte im deutschen Sprachgebiet nicht nur gegen nationalistisches Prestigedenken durchgesetzt werden. Es widersprach auch bisherigen Behandlungsgrundsätzen, wonach der Irre durch drastische Methoden erschüttert, hilflos gemacht, sein krankhafter Wille gebrochen und völlig der Autorität des Arztes unterjocht werden mußte. Vorstellungen von Erziehung und Bestrafung lagen jenen Zwangsprozeduren zugrunde, auch wenn sie gleichsam als physikalische Therapie erklärt wurden. Ein Blick in das Arsenal damaliger therapeutischer Apparate macht erschütternd deutlich, wieviel Aggressivität und Machtausübung hinter den vordergründigen philanthropischen Absichten steckten.

Es war typisch englisch, daß Conolly wenig theoretisch spekulierte (auch er sprach noch von Umerziehung), sondern pragmatisch eine konsequente Reform an die Hand nahm und durch die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit in seiner Anstalt jene Atmosphäre von Güte und Toleranz schaffen konnte, ohne die seine revolutionäre Neuerung nicht möglich gewesen wäre. Die Darstellung der Rezeption des Non-Restraint in Deutschland ist darum von besonderem Interesse, weil hier der Kampf der Ideen besonders scharf und sehr offen in Zeitschriften und an Tagungsdiskussionen ausgetragen wurde und dabei auch grundsätzliche Probleme zur Sprache kamen, die uns heute noch beschäftigen. Die Frage, ob gewisse Mißbräuche der Psychopharmaka nicht lediglich den äußeren Zwang durch einen «chemical restraint» ersetzen, wurde schon vor über 100 Jahren von NEUMANN geäußert:

«... es gibt verschiedene Zwangsjacken. Einer macht sie aus Drillich und legt sie um den auswendigen Menschen. Ein anderer macht sie aus Äther, Morphinum, Blausäure, nach dem letzten Modejournal aus Chloralhydrat, und legt sie um das Gehirn ... Warum aber jener

durchaus ein schlechter Mensch und schlechter Irrenarzt sein soll, dieser aber ein guter Mensch und ein guter Irrenarzt – das verstehe ich wirklich nicht.»

So führt das Buch unmittelbar an die Schwelle der Auseinandersetzungen unseres Jahrhunderts. Die Autorin vermeidet jedoch jede forcierte Aktualisierung. Sie formuliert mit subtiler und präziser Diktion und mit einer Reife des Urteils, die über dem Niveau üblicher Dissertationen liegt. Zu rühmen sind auch die übersichtlichen Literaturhinweise und die kurzen biographischen Notizen über die im Text genannten Psychiater jener Zeit.

Carl Haffter

17. OTTO BAUR, *Bestiarium Humanum*. Mensch-Tier-Vergleich in Kunst und Karikatur. Heinz Moos Verlag, München 1974. 164 S., 187 Abb.

Wenn wir in der Alltagssprache Menschen nach ihrem Verhalten und ihren Physiognomien mit Tieren vergleichen und wenn Kinder im Test nach BREMGRÄSER sich selbst und ihre Angehörigen in Tiere verwandelt zeichnen, spielen hier stereotype Vorstellungen mit, die durch vielfältige kulturelle Traditionen geprägt sind. Dasselbe gilt für die Karikatur, die den Mensch-Tier-Vergleich verwendet – das Thema des vorliegenden Buches. Zu den Wurzeln dieser Tradition gehört einmal die Tierfabel, die unter dem Namen des Äsop von der Antike her überliefert wurde. In ihr sind mit erstaunlicher Konstanz, die durch wenige Ausnahmen wie etwa die Rollenverschiebung vom Wolf zum Fuchs bestätigt wird, anthropomorphe Eigenschaften der Tiere festgelegt worden. Eine andere Wurzel ist die vergleichende Physiognomik, die sich von den aristotelischen Schriften über DELLA PORTA und LE BRUN bis zu LAVATER verfolgen läßt. Hier tritt an Stelle der verbalen Etikettierung die bildliche Angleichung von menschlichen an tierische Physiognomien. Damit sind nun die Vorlagen gegeben, mit denen die Karikatur arbeiten kann, um eine mit einem Blick verständliche und dadurch ungemein treffsichere Kritik anzubringen.

Schon in der Frühzeit der graphischen Reproduktion fand die Mensch-Tier-Karikatur starke Verbreitung in den Streitschriften der Reformationszeit. Dem Medizinhistoriker bekannt sind die Bildsatiren im Zusammenhang mit umstrittenen Neuerungen, bei denen von der Sache her Assoziationen mit Tieren gegeben waren: MESMERS tierischer Magnetismus, GALLS Phrenologie, Verjüngungskuren mit tierischen Drüsen. Ein besonders dankbares Objekt der Karikaturisten war dann natürlich der Darwinismus. Die Abstammungslehre lieferte gleichsam eine Rechtfertigung für die alte vergleichende Physiognomik, die ja rein zeichnerisch schon mit der sukzessiven Verwandlung eines Tierkopfs in einen Menschenkopf gespielt hatte. (Bei Lavater findet sich die «Stufenfolge vom Frosche bis zum Apolloprofil» in 24 Abstufungen.)

Von der Kunstgeschichte her gesehen, läuft die Karikatur meist abseits von der großen Kunst, wird aber doch da und dort zu einer Sache bedeutender

Künstler. So erreicht die politische Bildsatire ihre Höhepunkte in Frankreich mit GRANDVILLE und DAUMIER, in England mit HOGARTH und ROWLANDSON, in Deutschland mit TH. TH. HEINE und GULBRANSSON im «Simplicissimus». Die Aufdeckung der künstlerischen Einflüsse von Epoche zu Epoche und von Land zu Land ist ein reizvolles Thema dieses Buches. Alle diese vielfältigen Bezüge sind sorgfältig analysiert und mit 187 schönen Abbildungen belegt. Der Verfasser ist als Dr.med. und Dr.phil. für diese Studie, die ja Fachgrenzen überschreitet, besonders qualifiziert, da er neben seiner Arztpraxis noch Kunstgeschichte studiert hat und mit einer Dissertation über dieses Thema in Köln promoviert wurde.

Das Buch hat zwei Schönheitsfehler. Der bibliographische Apparat ist kompliziert und unübersichtlich. Er zerfällt in 4 Teile: Anmerkungen, alphabetisches Literaturverzeichnis, Liste der Abbildungen, Register mit Stichwörtern und Namen. Manche Publikationen sind nur in einer Liste verzeichnet, manche ohne ersichtlichen Grund auch in einer andern, viele zwei- oder dreifach, und dann nicht selten mit verschiedener Schreibweise. Damit komme ich zur bedauerlichsten Schwäche des Buches. In den Verzeichnissen (weniger im Haupttext) wimmelt es von «Druckfehlern» (ich strich beim Durchlesen davon über 70 an), und zwar Verschreibungen bei französischen und lateinischen Wörtern, die größtenteils schon in der Dissertation gedruckt waren und stumpfsinnig in das Buch übernommen wurden. Wenn die deutsche Sprache in italienischen Touristik- und Hotelprospekten malträtiert wird, so reizt das zum Lachen. Wenn dasselbe in einem wissenschaftlichen deutschen Buch mit Französisch und Latein geschieht, so ist man peinlich berührt und fragt sich, wieso Referent und Korreferent der Fakultät, der Autor und der Lektor des Verlags alle diese Fehler übersehen konnten.

Das Buch ist trotzdem zu empfehlen, schon wegen der weitausholenden Durchführung der interessanten Thematik mit ihrem Zusammenspiel von Kulturgeschichte und Kunstgeschichte, wegen der Fülle des zusammengetragenen Materials. Die Lektüre vermittelt also sowohl vielfältige Anregung wie auch reiche sachliche Information.

Carl Haffter

18. ADOLF FALLER, *Wörterbuch der anatomischen Fachbegriffe*. Ableitung und Aussprache. Begründet von Hermann Triepel † und Robert Herrlinger †. 28. Auflage, neu bearbeitet und ergänzt nach den anatomischen Fachausdrücken der PNA. Verlag von J.F.Bergmann, München 1972. 120 S. DM 14.80.

Seit 1905 begleiteten nacheinander Hermann Triepel (1871–1935, Professor der Anatomie in Breslau), Hermann Stieve (1886–1952, Professor der Anatomie in Halle a.S. und Berlin) und Robert Herrlinger (1914–1968, Professor für Ge-



schichte der Medizin an der Universität Kiel) das vorliegende Büchlein durch siebenundzwanzig Auflagen. Seine Betreuung hat nun Adolf Faller, Professor der Anatomie und Speziellen Embryologie an der Universität Freiburg/Schweiz, übernommen, der sich auch als Medizinhistoriker einen Namen gemacht hat. – Den Hauptteil bildet ein alphabetisches Verzeichnis der anatomischen Fachwörter (nach der Nomenklatur der Pariser *Nomina Anatomica*), ihrer Ableitung und ihrer richtigen Aussprache. Die Autoren richteten sich damit «an Medizinstudenten und Ärzte, die ihr Latein und Griechisch größtenteils vergessen oder überhaupt keine Schulung in den klassischen Sprachen erhalten haben» (S. 5, 6). Eine Liste von fast dreihundert «Eigennamen, die früher in anatomischen Fachausdrücken verwendet wurden», leistet mit biographischen Angaben, mit den heute geläufigen Bezeichnungen und dem Jahr der ersten diesbezüglichen Veröffentlichung auch dem Medizinhistoriker wertvolle Dienste. – Ein bestbewährtes, bis zur letzten Einzelheit sehr sorgfältig gearbeitetes Nachschlagewerk.

Urs Boschung

19. MARGARETE MÖCKLI-V. SEGGERN (Hrsg.), *Ein Zürcher Landarzt im Biedermeier*. Aus den Aufzeichnungen des Johann Jakob Graf. Verlag Berichthaus, Zürich 1974. 141 S., mit 2 Bildnissen. Leinen Fr.14.50.

Das preiswerte, hübsch ausgestattete Buch bietet, von einem überlegenen Geiste vor über hundert Jahren glänzend geschrieben, eine Heimat- und Volkskunde des Rafzerfeldes, jener großen Ebene mit Ackerland, Wiesen und Wald, die den nordwestlichsten, rechtsrheinischen Teil des Kantons Zürich bildet und an der Straße zwischen Zürich und Schaffhausen liegt. Johann Jakob Graf, 1791 als Küferssohn in Rafz geboren, wurde bei Hans Conrad Meyer und Johann Heinrich Rahn in Zürich und bei Ferdinand Autenrieth in Tübingen medizinisch geschult und wirkte dann über 50 Jahre als Landarzt in seinem Dorfe. Angeregt durch Lektüre Scheuchzers und durch Freundschaft mit dem Zürcher Historiker Gerold Meyer von Knouau, beobachtete er klaren Auges seine Umwelt, legte Witterungstabellen an, förderte den Obstbau. Sein hinterlassenes Herbar gelangte 1902 an die Universität Zürich. Die Aufzeichnungen kamen auf einem Dachboden 1969 wieder zum Vorschein. Die auswählende Herausgeberin, bekannt als Kennerin der Volksheilkunde, sagt in der Einleitung: «Seine Leistungen als Mediziner mögen zeitlich gebunden sein, seine kulturgeschichtlichen Darstellungen verlieren nicht an Wert.» Graf macht stimmhaft, was gewöhnlich stumm bleibt: das Alltägliche. Er schildert den Inhalt der damaligen Wohnstube, Aussehen, Erziehung und Sterblichkeit der Einwohner, ihre Nahrungsmittel, ihre Kleidung; auch gibt er eine Bestandsaufnahme dessen, was in den Häusern an Lesestoff vorhanden war. Er teilt mit, wie die Leute sich grüßen und anreden, sammelt viele Bauernregeln, beschreibt den Viehstand und seine Krankheiten, den Acker- und Gartenbau, das Strohflechten. Spätere Kapitel bringen die Ernte seiner ärztlichen Erfahrung. Er berichtet von



den Epidemien, erkennt, wie die Bauernnatur gegen Mittel empfindlich anspricht, erzählt, wie sein Arzneischatz sich vereinfacht habe, stellt zusammen, wie die Leute ihr «Weh» benennen und welche Hausmittel sie anwenden. Das Buch ist eine Fundgrube. Heinz Balmer

20. ERNST BOHNENBLUST, *Geschichte der Schweiz*. Mit 9 Karten und einem Plan. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1974. 590 S. Leinen Fr. 38.—.

«Seit der Untersuchung der Funde, die 1833 in einer Halbhöhle am Abhang des Salève bei Veyrier geborgen wurden, vor allem seit der Entdeckung von Holzpfählen im Zürichsee bei Obermeilen im Jahre 1854, die der Altertumsforscher *Ferdinand Keller* von Marthalen als die Überreste einstiger Pfahlbauten deutete, sind in unserem Land die Forscher am Werk, um das Dunkel einer Vergangenheit, die sich über gewaltige Zeiträume erstreckt, zu erhellen.» Mit diesem Satz beginnt der urgeschichtliche Abschnitt des vorliegenden Buches, und im gleichen Stil geht es weiter. Wir erkennen: das ist Wissenschaftsgeschichte. Es wird nicht einfach behauptet, es habe Höhlenbewohner und Pfahlbauer gegeben, sondern wir erfahren, wie es zu dieser Erkenntnis kam.

Das Buch reicht bis in die jüngste Gegenwart und bezieht das kulturelle Schaffen jeder Art mit ein. Die Sprache ist substanzgesättigt wie in Humboldts Kosmos, der Inhalt bis ins letzte klar und daher Klarheit schaffend, die Auslese mit treffsicherer Sorgfalt vollzogen. Man wird weder Conrad Geßner noch Scheuchzer, weder die Bernoulli noch Euler, weder de Saussure und Bonnet noch Haller vergeblich suchen; aber auch ein Bernhard Studer und Ludwig Rütimeyer, ein Oswald Heer und Albert Heim, ein Fridolin Schuler, Theodor Kocher und Auguste Forel haben in dieser Geschichte der Schweiz Platz genommen. Wer eine knappe Übersicht über die verwickelten Ereignisse gewinnen und den Hintergrund zu den geistigen Leistungen erschauen möchte, wird den wissenschaftlichen Band als zuverlässigen Helfer schätzen und lieben lernen.

Heinz Balmer

## Mitteilungen

### *Réunion annuelle de 1976*

Pour participer au Centenaire de la Faculté de Médecine de Genève, notre société se réunira, les vendredi 29 et samedi 30 octobre 1976, à Genève. M. Jean Starobinski, professeur de l'histoire des idées et de l'histoire de la médecine à l'Université de Genève, prépare un programme de conférences et de communications illustrant le grand thème de «Genève et la médecine». Ceux de nos sociétaires et amis qui désirent présenter une contribution à ce sujet sont priés de s'adresser jusqu'au 31 décembre 1975 au Professeur Starobinski, 12, rue de Candolle, CH-1205 Genève. Le secrétaire de la SSHMSN: H. M. Koelbing